

Jenseits der Leitha.

Politische Gedanken eines Oesterreichers bei den Sonveds.

I.

Heute dienen Schulter an Schulter mit den Sonveds viele Oesterreicher, doch wohl selten einer so lange wie ich, der ich fast den ganzen Krieg in Einleitung bei der Sonved durchkämpfte und durchmarschierte. Befensfremd stand mir dieser nationale Armeeteil gegenüber, als ich zum ersten Male in seinen Reihen mitkämpfte. Aus alten österreichischen Traditionen kam ich, die Seele voll von der Herrlichkeit des altösterreichischen Einheitsstaates, mit beiden Füßen auf dem geraden, mit blinden Augen nicht zu verfehlenden Wege bedingungsloser deutscher Heerkenntnis. Meine Ahnen waren als Kolonisten in die Nordmark gekommen, mit Hammer und Pflug schufen sie in bergigem Lande, mitten unter tschechischer Bevölkerung eingekleidet, aus vernachlässigtem Boden musterhafte Ansiedlungen, aus öder Bergheide aufblühende Gemeinwesen des deutschen Handwerks und Handels, indes über der fruchtbaren Tiefebene noch slavische Rückständigkeit lastete. Geschlechter kamen und sanken ins Grab, vom einen zum andern aber verpflanzte sich wie ein Strom lebendigen Blutes die Treue zum Lande, zum Herrscherhaus und zum großen mächtigen Reiche, dessen Grenzen wenigen bekannt waren. Deutsch sein heißt treu sein. Als im Jahre 1806 preussische Truppen in meine Vaterstadt einzogen, blieb sie schwarz-gelb bis in die Knochen. Damals wollten fast die Aelteren verzagen, wir Jungen aber folgten dem kausenden Ruf unseres Blutes und begannen Oesterreich neu aufzubauen — in unseren Herzen. Verachtete Gestalten der verklärten Vergangenheit wiesen uns den Weg zur Wiedergeburt verklungen, aber unvergessener Herrlichkeit.

Als schwarz-gelber Oesterreicher kam ich in einen Verband mit den Sonveds. Höherer Befehl stellte mich dorthin, ich hatte zu gehorchen, wenn auch das Geheimnis nach den Brüdern derselben Mutter verlangte. Nicht mit bewußtem Vorurteil sah ich zu den neuen Kameraden hinüber, ich mußte mich ja selbst als schlechten Christen und minderwertigen Menschen anlagen. Und doch blieb ich ihrem Wesen lange fremd. Meine Begriffe waren andere als die ihren. Säuselte ich in inniger Begeisterung die Gloden österreichischer Vaterlandsliebe, so vernahmen die ungarischen Kameraden darin nur den drohenden Klang der Sturmgloden vormärzlicher absolutistischer Zentralismus. Die Augen wurden kühler, die Lippen herber, die Herzen verschlossen sich. Und ich, der Freundschaft heischende Süddeutsche, litt darunter. Zum Brückenbau aber fehlte oft das verbindende Glied: die Sprache. Mühsam bauten wir aus einzelnen Steinen einen Pfad für den dienstlichen Verkehr, das gegenseitige Mißtrauen aber scheute den Sprung über die Klüften. Gemeinname Gefahren, Kämpfe, Siege und Opfer und wieder Siege brachten uns näher. In den Unterständen draußen im vordersten Graben oder in der Feuerstellung spannen wir lange Gespräche über Oesterreich und Ungarn. Wenn wir Kameraden draußen uns gefunden, warum sollte es nicht gelingen, auch zwischen den Ländern und Völkern die Brücke des Verständnisses und damit der gegenseitigen brüderlichen Hochachtung zu schlagen? Ihr seid kein Volkswort, eine kleine, versprengte Nation, also beginnt ihr von drüben, indem ihr eure Ueberzeugungen in der herrschenden Sprache Oesterreichs uns mitteilt; wir aber wollen von hüten Glied um Glied die Brücke bereiten zu eurem Verstande und eurem Herzen.

II.

Ein stolzes und trugiges Volk sind die Magyaren. In allem, was ihr Volkstum und ihr Staatswesen berühren könnte, von einer jäh zurückschlagenden Empfindlichkeit, wie nicht leicht ein anderes Volk. Mutterseelenallein zwischen den mächtigen Meeren des Slaventums und der Deutschheit eingeklemmt, haben diese paar Millionen sich durch ein Jahrtausend fast unverändert erhalten bis heute. Die Kelten und Keltier sanken in die Erde, die Hunnen verschwanden aus der Geschichte, die Avaren flohen zurück in die Urheimat, die Magyaren aber blieben an der Donau und Theiß. Mit energischem Schwert und kluger Politik mehrten sie ihr Reich in günstigen Tagen und bewahrten ihr Volkstum in den Zeiten schwerster Unterdrückung. Als die Türken über Ungarn herrschten, schien es, als wolle das Magyarentum aufgehen in der rücksichtslos herrschenden verwandten Rasse. Als der Halbmond wieder nach dem Südosten abzog, war das Land leer und öde. Deutscher Volksüberschuß aus dem Reiche und aus Oesterreich strömte hinunter in die gesegneten, menschenleeren Ebenen. Auf ihren Herrensitzen aber saßen die magyarischen Edelleute und kämpften mit unverbrossenem Trost um ihre vertriebenen Vorrechte. Hin und her wogte der Streit mit dem aufgeklärten Absolutismus, diesem Geugnis deutschfremder Rechtsauffassungen, mit dem auch unsere Voreltern bittere Kämpfe bestanden. Manchmal gebeugt, doch niemals endgültig besiegt, vermochten die Magyaren ihre selbständige, altdeutschen Vorstellungskreise sich nähernde Verfassung zu behaupten. Dieses harte, streitgewohnte Volk der Politiker und Juristen, hob wohl manchen Vorkämpfer auf den Schild, jedoch irrt wer diese vereinzelter Erscheinungen zur Grundlage eines endgültigen Urteils machen wollte.

In den jahrhundertlangen Kämpfen reifte den Magyaren eine Frucht, die wir Oesterreicher leider noch

immer zu oft vermissen: realpolitisches Denken. Gerade diese heißblütige, leicht erregbare, Neugierigkeiten oft übermäßig hoch einschätzende Nation verbankte ihre herrschende Stellung nur ihrer Begabung und ihrem Willen zur Realpolitik. Man braucht nicht allen Einzelheiten zuzustimmen, ja man braucht überhaupt nicht begeistert zu sein davon, aber das beste Beispiel hierfür ist die Regelung der Jugendverziehung. Es gibt keinen ungarischen Schulbuben, der nicht wüßte, was Ungarn war, ist und — noch will! Die Auslegung strittiger Punkte der Gesetzgebung und die Beleuchtung mancher Abschnitte der eigenen Geschichte begegnet ganz gewiß oft sehr ernsten Kritiken der Wissenschaft. Nicht selten auch im Schoße der magyarischen Wissenschaft selbst. An dem Ergebnis dieser durch zwei und vielleicht schon mehr Geschlechter vollführten Erziehung kann trotz alledem der Oesterreicher nicht achselzuckend vorbeigehen, der keinen politischen Fehler begehen will. Es besteht ja das Wesen der Realpolitik vor allem darin, daß man die Dinge nimmt, wie sie wirklich sind und nicht wie man glaubt oder will, daß sie seien. Eine solche unverrückbare Tatsache ist, daß die ungarische Jugend in strenger Einheitslichkeit und Geschlossenheit erzogen ist zu einem begeisterten, starken kampfbereiten ungarischen Staatsbewußtsein. Es wäre ein großer Irrtum, diese Erziehung bloß der magyarischen Jugend zuzuschreiben, obgleich diese darin hervorragt, ich habe mit Bedacht gesagt: ungarische Jugend. Der ungarische Deutsche und Kroate hat nicht weniger Staatsgefühl wie der Magyare selbst, die ungarländischen Rumänen und Slowaken haben sich mit tiefem Ernste zum ungarischen Vaterlande bekannt, nicht bloß in der Verteidigung gegen äußere Feinde, sondern im Bewußtsein, daß sie ihre Entwicklung im Rahmen des ungarischen Staates suchen müssen, wollen sie nicht in endlosen politischen Bürgerkriegen ihre Kräfte verbrauchen. Diese Ergebnisse ihrer Unterrichts- und Erziehungspolitik erfüllen die Magyaren mit großem Stolz und bitter müssen die Oesterreicher es beklagen, daß — nicht daselbst, denn es steckt so manche Unbill, manche Anfechtung von Lebensrecht der Nationalitäten in diesem System — aber doch im Ergebnis gleiche Erfolge nicht auch bei uns überall erzielt wurden. In diesem System liegt Ungarns Kraft der Gegenwart und nächsten Zukunft. Es gibt kaum einen Mann, der in den Kreisen der ungarischen Opposition mehr gehaßt würde, als Graf Stefan Tisza. Dieser Haß hat gewiß zu bedauerlichen Entgleisungen geführt, aber immer wieder stand die Opposition wie ein Mann hinter ihrem Regierungshaupt, wenn es um Ungarns Stellung in der Monarchie und in der Welt ging: sie vergaßen über der verhassten Person nicht des von allen geliebten Vaterlandes. Ob Klassenfeindschaft sie trennen, mit gleicher Eifersucht hüten alle Magyaren ihre heilige Krone, diesen von Geschichte und Legende verklärten Inbegriff ihres gesamten nationalpolitischen Wesens.

III.

Dieses mächtige, mit Liebe gepflegte und mit sorglicher Politik umlegte Magyarentum strebt teilweise nach weiteren Sicherungen seines Wesens. Eine kräftige Bewegung, der ein Großteil vor allem der jüngeren Intelligenz angehört, wünscht die Sonvedisierung des ungarischen Teiles der k. u. k. Armee, die Unterstellung der gemeinsamen Minister unter die Kontrolle des ungarischen Parlaments, wenn schon nicht die Zweiteilung der außenpolitischen Vertretung sowie den Ausbau der ungarischen Volkswirtschaft zu handels- und volkspolitischen Selbständigkeit. Diese Forderungen rühren an die pragmatische Sanction und die darauf aufgebaute 67er Verfassung.

Verfassungsänderungen sind recht heikle Dinge in politischen Programmen und begegnen dem Mißtrauen auch der gesunden konservativen Instinkte. Gleichwohl fehlen solche Punkte selten in den Programmen der Parteien. Das gilt für Oesterreich ganz besonders; man erinnert sich nur mit Schauern an gewisse Programme, die unser altes Oesterreich willkürlich zerschnitten und zusammenklebten als wäre es ein Silberbogen. Man hat also kaum ein Recht, eine in verfassungsmäßigen Bahnen sich bewegende und mit verfassungsmäßigen Mitteln kämpfende Partei als weniger patriotisch zu erklären, bloß, weil ihr Programm mit besonderem Nachdruck grundlegende Änderungen der Verfassung anstrebt; lediglich auf die Wucht der Gründe kommt es an, welche vom Standpunkte des Gemeinwohles und der Staatsinteressen für oder gegen die gewollte Aenderung sprechen. Solche Kämpfe der Ueberzeugungen müssen innerhalb der Staaten ausgefochten werden, da eine Einwirkung über die staatsrechtlichen Grenzen nur zu leicht als unbefugte Einmischung gedeutet werden und zur Erhitzung der Gemüter erst recht beitragen kann. Kommt die Bewegung in einem Staate zur Herrschaft, dann haben eben beide Staaten sich auseinanderzusetzen.

Die 48er Bewegung darf gewiß nicht unterschätzt werden. Ihr Ziel ist — darüber müssen wir Oesterreicher uns einmal klar werden — ein nationalpolitischer Idealzustand, daraus erklärt sich die hinreißende Werbestärke dieser Bewegung in der magyarischen Jugend. Unter den zahlreichen Kameraden akademischen Bildungsganges habe ich keinen einzigen Magyaren gefunden, der nicht 48er wäre. Gewiß, das Magyarentum, das in den letzten Jahren zwischen den Familien reiner Blutes aufgewuchert ist und in dem die Staatsbürger mosaischer Konfession auffallend zahlreich vertreten sind, braucht mit seiner Unabhängigkeitsbegeisterung nicht übermäßig ernst genommen werden; die Ueberläufer und die gewissen andern sind immer dort zu finden, wo

die nationale Begeisterung in überschwenglichen Worten und Ideen ausschäumt. Das ist bei allen Nationen so, auch bei den Magyaren. Leichte Ware, bringt ein politischer Umschwung diese korkigen Elemente rasch auf die Gegenseite. Was der 48er Bewegung ihre innere Kraft verleiht, ist die große Zahl reiner Familien, welche ihre Ziele als die Erfüllung der Wünsche zahlreicher Geschlechter ansehen. Trotz alledem hat die 48er Bewegung kein Recht, sich auf die Mehrheit der Bevölkerung zu berufen. Diese Mehrheit steht heute unentwegt auf dem Boden der 67er Verfassung und lehnt die 48er Programme als zu weitgehend und Ungarn selber schädigend ab.

Während einer Reihe von Geschlechtern waren es immer wieder hervorragende Führer des Magyarentums, welche alle Zerreißungsversuche abwiesen und eine engere Verbindung mit Oesterreich anstrebten. Einer der letzten in dieser Reihe war Graf Julius Andrássy, der im ungarischen Bürgerkriege 1848/49 mit den Aufständischen socht, 1867 die neuerstandene Machtstellung Ungarns in den Rahmen einer gesicherten Gemeinamkeit verankerte, welche erlaubte, die Kräfte der Monarchie in weitgehendem Ausmaße zu kraftvoller Großmachtpolitik zu ver sammeln. Seitdem sind die wechselseitigen Interessen der beiden Staaten immer mehr ineinander gewachsen. Die kräftig betriebene Industrialisierung Ungarns hat österreichisches Kapital in größerem Umfange als je über die Leitha geführt. Die ungarische Volkswirtschaft besteht in der Produktions- und Kredithilfe Oesterreichs eine unentbehrliche Stütze. Die Zerreißung des 50jährigen Zoll- und Handelsbündnisses im Sinne der 48er wird folgerichtig von den ersten Wirtschaftspolitikern Ungarns als trügerische Kata Morgana abgelehnt. Die Forderung des politischen Verbandes mit Oesterreich erscheint von der hohen Warte des Weltkrieges aus als drohende Gefahr für das auf allen Seiten von fremden, fast durchwegs feindlichen Volksmassen umgebene Magyarentum, dessen heutige, früher nie erreichte Machtpfülle nur in der Anlehnung an den deutschen Kulturkreis sich erhalten kann. Daraus aber ergibt sich, daß gerade das Magyarentum mindestens ebenso wie wir herüber auf die ein kündbares Bündnis weit überragende geschichtliche Gemeinamkeit angewiesen ist. Schwermiegende Betonungen dieser Tatsache hat Freund und Feind während des Krieges von berufenen ungarischen Persönlichkeiten vernahmen können. Was schließlich das militärische Programm der 48er anbelangt, so müssen diese Fragen zunächst vom Standpunkt des militärischen Interesses — und insofern haben wir Oesterreicher ein zweifelloses Recht, mitzureden — fern von dem der Interessen des Erzhauses, zu deren Wahrung nur dieses selbst befugt ist, schließlich, soweit es auch eine intern-ungarische Frage ist, vom Standpunkte der Nationalitäten beurteilt werden. Die Verfassung gibt uns keine Möglichkeit, in der ungarischen Nationalitätenpolitik mit greifbareren Mitteln, als es Sympathiebedingungen sind, einzugreifen. Man darf nicht vergessen, daß, so sehr wir auch die Zurücksetzung mancher Nationalität in Ungarn und Kroatien, insbesondere unserer Volksgenossen, schmerzlich empfinden müssen, letztlich diese selbst in erster Linie zur Wahrung ihrer Interessen berufen sind; eine sogenannte Nationalitätenpolitik einfach drauf los zu betreiben, vermag dem Magyarentum Unannehmlichkeiten zu bereiten, ohne unsere eigene Stellung irgendwie zu stärken. Im Gegenteil: solches Verhalten würde nur jene gewisse mißtrauische Abneigung nähren, die uns noch immer — nicht ganz ohne unsere Schuld — begegnet und muß nach den Erfahrungen des Weltkrieges abgelehnt werden, welche jede Schwächung der staats- und damit monarchieerhaltenden Elemente im Reiche der Stefanskronen nicht rückschrittlich erscheinen lassen.

IV.

Ich sagte, daß noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen Oesterreich bestehe, als ob wir die Absicht hätten, die ungarische Staatslichkeit, wie sie in der 67er Verfassung ausgedrückt ist und seither formal klarer gemacht wurde, irgendwie anzutasten. Dieses Mißtrauen wird leider von manchen Zeitungen genährt, deren Redakteure — zumeist recht jungmagyarischer Abstammung — mit besonderer Empfindlichkeit jedes Wort, jeden Ausdruck, jede Entgleisung vermerken, welche in obigem Sinne ausgelegt werden könnten. Andererseits hat die bisherige Politik der österreichischen Parteien bei Ausgleichsverhandlungen izehrende Vorstellungen erweckt; unsere Parteien erschienen fast immer als die rüd- und einsichtlosen Wortführer der politischen und militärischen Gemeinamkeit, sie dünkten den Magyaren oft kaiserlicher als der Kaiser. Dieses taktische Verhalten rief, beharrlich fortgesetzt, den Eindruck hervor, als ob Oesterreich viel mehr auf die Gemeinamkeit angewiesen sei als Ungarn; manche besonders feinhörige 48er Politiker zogen daraus den kühnen Schluß, Oesterreich verteidige die Gemeinamkeit nur deshalb so heftig, weil es den finsternen Plan, das widerspenstige Ungarn eines Tages doch noch als einfache Provinz sich anzugliedern, noch nicht aufgegeben habe.

Was Herz und Verstand der Politiker beider Staaten vielfach heute noch trennt, sind also in der Mehrheit nicht schwerwiegende, sachliche Gründe, sondern Mangel an Verständnis und der daraus folgende gegenseitige Empfindlichkeit. Beide lieben wir in größter Hingebung Haus Habsburg, beide wollen wir die Monarchie als starke, achtunggebietende Großmacht. Wer mag es den

Magyaren verargen, daß für sie der Weg zu diesem Ziel über Ungarn führt? Wenn wir an die deutsche Eigentümlichkeit der Stammessonderung uns erinnern, verstehen wir diesen Gang des Magyarentums leichter. Uns gegenseitig verstehen lernen, zwingt uns schon die Blutsbrüderchaft auf unzähligen Schlachtfeldern, zwingen uns die drohenden Gefahren und die großen Aufgaben der Zukunft, denen wir nur mit vereinten Kräften gewachsen sein können.